

„Von Dienstbesen, Hökerweibern und gelehrten Frauenzimmern...“ Frauengeschichte in Göttingen - ein Stadtrundgang

In der traditionellen Geschichtsschreibung und auch in den Schulbüchern kommen Frauen nur sehr selten vor. Einzelne Berühmtheiten wie z.B. Katharina die Große oder Maria Theresia sind die Ausnahme. Es ist ein Stadtrundgang zur Frauengeschichte in Göttingen, **um Frauen aus allen Schichten als aktive, handelnde Personen in der Geschichte sichtbar zu machen.**

[Männer sind nur die eine Hälfte der Menschheit, auch wenn uns die Geschichtsschreibung das Bild vermittelt, nur sie wären es, die Geschichte "machen".]

Mit dem Rundgang erschließen wir uns die **vielfältigen Lebens- und Arbeitsbereiche und deren Bedingungen von Frauen aus den unterschiedlichsten Schichten Göttingens zwischen 1750 und 1930**, erkennen die unterschiedlichen Formen der Diskriminierung und Unterdrückung, denen Frauen zu verschiedenen Zeiten in unterschiedlichen Ausprägungen ausgesetzt waren. Wir erfahren aber ebenso von Veränderungen und Kontinuitäten, von Auf- und Abwertungen, und wir erfahren von Frauen, die die vorgegebenen Grenzen nicht akzeptiert haben, sondern den Ungerechtigkeiten ihre Kraft entgegengesetzt haben.

[Die Beschäftigung mit Frauen in der Geschichte, ihrem Leben, ihren Gedanken, ihren erfolgreichen und gescheiterten Kämpfen kann uns Beispiel und Ermutigung sein. Sie kann uns sensibel machen für Diskriminierung heute und uns aufzeigen, dass Frauenunterdrückung bzw. Frauen- und Männerrollen nicht statisch sind, sondern historisch bedingt und veränderbar.]

Geschichte ist die Grundlage für die Gegenwart.

[Der Schwerpunkt liegt im 19. Jahrhundert. Es geht uns darum, gerade in unserer eigenen Stadt, unserer alltäglichen Umgebung Frauen und die Spuren ihres Lebens und Wirkens sichtbar zu machen.]

Der Rundgang durch die Innenstadt Göttingens besteht aus **zehn Stationen** und dauert ca. **zwei Stunden**.

[Er beginnt am Gänseliesel mit der Frage, warum ein kleines Mädchen zum Wahrzeichen Göttingens wurde, behandelt dann verschiedene Formen der Frauenerwerbsarbeit, Marktfrauen, Fabrikarbeiterinnen und Dienstmädchen, deren Arbeitsbedingungen und Lebenssituationen. Er führt weiter zum ehemaligen Entbindungshaus, ins frühere Armenviertel mit den Themen Armut und Prostitution, zur ersten öffentlichen Mädchenschule und endet mit berühmten und zugleich vergessenen Göttingerinnen.]

1. Gänseliesel

Das Gänseliesel ist das Wahrzeichen Göttingens. Diese Brunnenfigur steht seit 1901 auf dem Marktplatz vor dem Göttinger Rathaus. Als beliebtes Postkartenmotiv ist sie in vielen Ländern bekannt geworden. Sie kann deshalb wohl als das berühmteste weibliche Wesen Göttingens gelten.

Die Figur aus Bronze ist barfuss und trägt einfache Kleidung. Es handelt sich um ein armes, namentlich unbekanntes Mädchen. Das Gänseliesel trägt Gänse zum Verkauf auf den Markt. **Göttingen war berühmt für seine Gänse**, die zu Weihnachten auf dem Markt als "Chöttinger Mastchänse" verkauft wurden.

Somit **versinnbildlicht die Skulptur Mädchenarbeit**.

Bemerkenswert ist, dass das Wahrzeichen der Stadt Göttingen kein Symbol für die Universität, die wissenschaftliche und bürgerliche Tradition ist, wie eigentlich anzunehmen wäre. Stattdessen steht es für die Ackerbürger- und Ackerbürgerinnenstadt [???] Göttingen und verweist auf die Mädchen- bzw. Frauenarbeit auf dem Markt.



Die Geschichte des Gänseliesels

[Schon im 18. Jahrhundert hatte es auf dem Marktplatz einen Brunnen gegeben. Er war mit einem Löwen geschmückt, vermutlich eine Anspielung darauf, dass die Nachfahren Heinrichs des Löwen Göttingen das Stadtrecht verliehen hatten. 1801 wurde der baufällig gewordene Löwe entfernt. Fast 100 Jahre bestand der Brunnen aus einer Fontäne mit Gitterzaun.

Aufgrund einer Beschwerde des 1894 gegründeten Göttinger Verschönerungsvereins schrieb der damalige Bürgermeister Calsow am 8. Februar 1898 einen Wettbewerb für einen neuen Brunnen aus, der in Künstlerkreisen ganz Deutschlands Beachtung fand. Auch eine Frau ließ sich die Teilnahmebedingungen schicken, die Göttingerin Frau Droysen.

46 Entwürfe wurden schließlich abgegeben. Den ersten Preis erhielt das Modell "Im Geist der Alten" der Frankfurter Bildhauer Mehs und Jehs. Der Entwurf stellte einen Brunnen mit Figuren und Wappen im Stil der wilhelminischen Gotik dar. Das Gänseliesel erhielt den zweiten Preis. Die Künstler Stöckhard und Nisse aus Berlin hatten dieses Modell eingereicht.

Zwei Kritikpunkte verhinderten, dass das Gänseliesel den ersten Preis bekam. Die Jury fand, dass das zierliche kleine Mädchen nicht zum "wuchtigen, ernsten" Rathaus passe. Außerdem sei der Baldachin, unter dem das Liesel steht, nicht standesgemäß für ein unbedeutendes Mädchen, da ein Baldachin Fürsten vorbehalten sei.

Die Bürger und Bürgerinnen der Stadt waren anderer Meinung. Sie hatten Gelegenheit, die ersten drei Preise im Saal der "Union", dem heutigen Jungen Theater, anzusehen. Davon machten sie offensichtlich Gebrauch. Es entwickelten sich heftige Diskussionen, die zum Teil in der "Göttinger Zeitung" dokumentiert sind. Am 16. Juli 1898 setzte sich z.B. jemand unter dem Pseudonym „- i -“ mit folgender Argumentation für das Gänseliesel ein:

„ Wir haben in Göttingen ein Bürger-Denkmal, ein Wöhler-Denkmal, wir erhalten binnen kurzem ein Gauß-Weber-Denkmal, alle auf professörlische Anregung gesetzt, gute plastische Werke, bedeutenden Leuten zur Erinnerung, aber der Mehrzahl unserer Mitbürger mit Grund herzlich gleichgültig ... gerade auf den Markt sollte nur ein Werk zu stehen kommen, dass zu **Jedermann** [...] spricht, und wer vermag das besser, als eine Figur von so volksthümlicher Poesie, wie das 'Gänsemädel'.“ [Göttinger Zeitung, 16.7.1898]

Maßgeblich dafür, dass das Modell „Das Gänsemädchen“ auf dem Markt als Brunnen realisiert wurde, war der Einsatz des Göttinger Bildhauers Professor Dr. Hartzer. Er setzte sich bei Bürgermeister Calsow für das Gänseliesel ein und entsprach somit auch dem Willen der Göttinger Bürger und Bürgerinnen. Am 14. März 1900 stimmte der Stadtrat der Realisierung des zweiten Preises, dem Gänseliesel, zu. Spenden Göttinger Bürger und Bürgerinnen machten es möglich, die Figur am 8. Juni 1901 aufzustellen.

Das Gänseliesel wurde nicht offiziell eingeweiht, was bei Denkmälern in Göttingen eigentlich üblich war. Nur eine kleine Zeitungsnotiz wies auf den neuen Brunnen hin.

„(Um eine neue „Mitbürgerin“)ist unsere Stadt reicher geworden. Seit gestern hat sich nämlich das Gänselies'l auf dem neuen Marktbrunnen häuslich niedergelassen, wo es nun wohl Jahrhunderte hindurch als Wahrzeichen der Stadt Göttingen verbleiben wird. Der mächtige Rathaus-Coloß im Hintergrund, der umfangreiche Sockel, auf den man „Klein Lies'l“ gestellt hat, lassen seine Figur doch recht winzig erscheinen.“ [Göttinger Tageblatt 8. Juni 1901]

Als offizielle Begründung für die fehlende Einweihung hieß es, das Schützenfest, das eine Woche später auf dem Marktplatz stattfand, sei Einweihung genug. Vermutlich steckte noch etwas anderes dahinter. Wir denken uns, dass zum einen der Stadtrat unzufrieden damit war, dass nicht der erste Preis als Brunnen auf dem Marktplatz realisiert werden konnte. Zum anderen könnte es sein, dass ein kleines, namentlich unbekanntes Mädchen als nicht bedeutend genug für eine offizielle Einweihung angesehen wurde.

Schon bald entstand der Brauch, dass jeder neu immatrikulierte Student auf den Brunnen kletterte, um das Gänseliesel zu küssen. Diese Sitte kann als Aufnahmeeritus in die studentische Männergesellschaft gedeutet werden. (Frauen erhielten in Preußen und damit auch in Göttingen erst 1908 offiziellen Zugang zu den Universitäten.) Das Küssen war mit Aufläufen, Besäufnissen und dem entsprechendem Lärm verbunden. Da die Studentenzahl während der Weimarer Republik beständig zunahm und alle das Liesel küssen wollten, sah die Polizei 1926 Ruhe und Ordnung gestört und erließ Kussverbot. Ein Überschreiter der Verordnung, der Student Graf Henckel von Donnersmarck, ging bis vor das Berliner Kammergericht. Dort versuchte er erfolglos, gegen die neue Verordnung anzugehen. Sie blieb weiter bestehen. Das Küssen wurde in der Folgezeit jedoch von der Polizei toleriert, solange es ohne ruhestörenden Lärm vonstatten ging.

Der Brauch des Küssens hat sich bis heute in etwas abgewandelter Form erhalten. Heute küssen keine Studenten des 1. Semesters, sondern Doktoranden und manchmal auch Doktorandinnen nach erfolgreicher Prüfung das Liesel.



2. Marktfrauen

Der Begriff Marktfrau oder Marktweib ist auch heute noch geläufig, einen ähnlichen Begriff für die männlichen Händler gibt es in der deutschen Sprache nicht. Schon daran wird deutlich, dass der Markt ein Arbeitsbereich von Frauen war. Viele der Bewohnerinnen Göttingens verkauften auf dem Markt Nahrungsmittel und andere Waren, dennoch war Göttingen wie fast alle Städte auf die Versorgung durch die umliegenden Dörfer angewiesen.

Der Begriff Marktfrau oder Marktweib ist auch heute noch geläufig, einen ähnlichen Begriff für die männlichen Händler gibt es in der deutschen Sprache nicht. Schon daran wird deutlich, dass der Markt ein Arbeitsbereich von Frauen war.

Viele der Bewohnerinnen Göttingens verkauften auf dem Markt Nahrungsmittel und andere Waren, dennoch war Göttingen wie fast alle Städte auf die Versorgung durch die umliegenden Dörfer angewiesen. Eine Möglichkeit für die mittellosen Frauen, dieser Situation zu entgehen, waren die so genannten

Buttermärsche nach Göttingen. Butter erzielte in Göttingen

gute Preise. Frauen aus der Sollingregion und aus dem Gebiet des Brahmwaldes im Norden und Westen der Stadt trugen die Butter und auch andere Waren wie **Wurst und Speck in großen Kiepen** (Körben, die auf dem Rücken getragen wurden) auf den Göttinger Markt. Teils handelte es sich um selbst produzierte Waren, die so genannten **Hökerweiber** kauften jedoch auch einiges in ihren Dörfern auf, um es auf dem Markt mit einem kleinen Gewinn weiterzuverkaufen. (Der Begriff Hökerweib leitet sich von dem Verb "hökern" ab, was soviel heißt wie verkaufen oder Kleinhandel treiben.)

[Um 1900 war Göttingen Ackerbürger- bzw. Ackerbürgerinnenstadt [alte Meinung], das heißt, ein Großteil der BewohnerInnen bewirtschaftete Land oder besaß Vieh. Die Landwirtschaft diente den Göttingern und Göttingerinnen als Haupt- oder Nebenerwerb. Die Äcker, Gärten und Stallungen lagen im Stadtgebiet oder in unmittelbarer Umgebung der Stadt. **Im 19. Jahrhundert wurden noch täglich etwa 200 Kühe durch die Weender Straße getrieben, morgens zur Weide und abends wieder zurück in die Ställe.** Der Brunnen vor dem Rathaus, der zu dieser Zeit noch nicht die heutige Form hatte, wurde dabei als Tränke verwendet.]

Für die bäuerlichen Familien und alle anderen Einwohner und Einwohnerinnen Göttingens war der Markt von großer Bedeutung. **Dreimal in der Woche** verwandelte sich das Gebiet um das alte Rathaus, auf der Weender Straße, der Zindelstraße und um die Johanniskirche zu einem **belebten Handelsplatz** und Treffpunkt. Der **Platz vor dem Rathaus heißt heute noch Markt** und auch der Name **Kornmarkt** für das südliche Ende der Weender Straße zeugt von der früheren Bedeutung.

Heute ist auf dem ehemaligen Marktplatz jeden Samstag ein kleiner Blumenmarkt, und auch der jährliche Weihnachtsmarkt und das sommerliche Altstadtfest finden auf diesem zentralen Platz statt. Der Gemüsemarkt ist in den siebziger Jahren im Zuge der Umstrukturierung der Innenstadt auf den Platz vor dem Jungen Theater (Am Wochenmarkt) umgezogen.

„Von Dienstbesen, Hökerweibern und gelehrten Frauenzimmern...“

Die Hökerweiber trafen sich nachts in ihren Dörfern und machten sich auf den Fußmarsch nach Göttingen. Unterwegs schlossen sich Frauen aus anderen Dörfern an. Bis zu 30 Kilometer mussten sie die großen Kiepen auf dem Rücken tragen, bis sie nach fünf bis sechs Stunden auf dem Markt ankamen. Das Markttreiben begann erst gegen acht Uhr morgens, die begehrtesten Stellplätze waren jedoch schon um halb fünf belegt. Das hieß für die Hökerweiber, dass sie sich schon nachts zwischen elf und zwölf auf den Weg machen mussten, wenn sie einen guten Platz ergattern wollten.

Nachdem die Frauen ihre Waren aufgebaut hatten, warteten sie einige Zeit, bis der Verkauf begann. Im Laufe des Vormittags kamen dann die Frauen und Männer aus allen Schichten zum Einkaufen auf den Markt, unter ihnen auch viele Dienstmädchen, die für ihre "Herrschaften" einkauften. **Bis ein Uhr dauerte der Markt**, danach packten die Hökerweiber ihre unverkauften Waren zusammen. Auch Dinge, die sie für sich oder für Nachbarn und Nachbarinnen aus ihren Dörfern auf dem Markt oder in Göttingens Läden erworben hatten, verstauten sie in ihren großen Kiepen und machten sich auf den Rückweg. Bis zu zwanzig Stunden waren die Hökerweiber an den drei wöchentlichen Markttagen unterwegs. Eine harte Arbeit, die ihnen zu einer **besonderen Stellung in ihren Dörfern** verhalf. Sie versorgten die Dörfer mit Waren, die nicht selbst hergestellt wurden und nur in der Stadt zu bekommen waren. Aber auch Neuigkeiten brachten sie aus der Stadt in die Dörfer und umgekehrt. In Zeiten, in denen es weder Radio noch Fernsehen und nur sehr wenige Zeitungen auf dem Land gab, waren sie **so wichtige Nachrichtenübermittlerinnen**.]

Charlotte Müller

Der Brunnen mit dem Gänseliesel stellt die Frauenarbeit auf dem Markt dar.

Es gibt in Göttingen noch ein weiteres Denkmal, das Frauenarbeit auf dem Markt bzw. im Straßenverkauf zeigt. Vor dem Bahnhof, etwas versteckt unter einen großen Baum, wurde **1937** eine Plastik der **Künstlerin Katherine Thayer Hobson-Kraus** errichtet, die die Straßenhändlerin Charlotte Müller darstellt.

Charlotte Müller (* **1840**, † **1935**), drei Töchter, zweifach verwitwet, konnte **1889** vor dem Göttinger Bahnhof einen Verkaufsstand errichten. Sie bot hier frisches Obst und Süßigkeiten an, da die Geschäfte in der Goetheallee für die Reisenden zu weit vom Bahnhof entfernt waren. [→ **erster „Bahnhofskiosk“**]

Bis kurz vor ihrem Tod **1935** saß die "alte Müllerin" bei jedem Wetter täglich an ihrem Stand, der aus einem Tisch, einem alten Kinderwagen und vielen Regenschirmen bestand, die sie schützend darum gestellt hatte.

Als älteste Straßenhändlerin der Welt ist Charlotte Müller im Guinness-Buch der Rekorde verzeichnet. Aber auch ohne diese Eintragung ist sie vielen alten Göttingern und Göttingerinnen aus ihrer Kindheit in Erinnerung und als **Göttinger Original** noch heute ein Begriff.



3. Fabrikarbeiterinnen

Rund 50 Jahre nach der Industrialisierung in England entstanden auch in Deutschland Manufakturen und Fabriken, die die Handarbeit immer weiter verdrängten und wesentlich zur Verarmung der Bevölkerung beitrugen.

In Göttingen gründete **1837 Hermann Levin** mit **August Böhme** in der **Roten Straße 12** die

Wollwarenmanufaktur Firma Levin.

In einer Manufaktur wird die Arbeit in verschiedene Arbeitsschritte zerlegt und unter den Arbeitern und Arbeiterinnen aufgeteilt.



Anders als im herkömmlichen Handwerksbetrieb ist der Besitzer nicht an der Handarbeit beteiligt. Er leitet die Manufaktur, ist für die Verwaltung, den An- und Verkauf u. ä. zuständig, so auch in diesem neuen Göttinger Betrieb.

Gegen den Widerstand anderer Göttinger Tuchmacher entwickelte sich die Firma Levin bald zum größten Unternehmen der Stadt. Levin konnte nämlich bereits **1846**, neun Jahre nach der Gründung, das verfallene Fabrikgelände der **Firma Grätzel in der Grätzelstraße in Grone** ersteigern. (Dieses Gelände befand sich damals weit außerhalb Göttingens, das Dorf Grone wurde erst 1964 eingemeindet.)

Schon bald wurde es zu einer **modernen Tuchfabrik** umgebaut.

Heute ist diese Entwicklung noch an den Straßennamen abzulesen: an der Grätzelstraße befinden sich der **Levinpark** und die **Levinstraße**. Auch einige Fabrikgebäude und herrschaftliche Häuser sind noch erhalten.

[Die wenigen Handwebstühle, die in der Gründungszeit der Firma benutzt wurden, wurden bald durch mechanische Webstühle ersetzt. Die **Wasserkraft der Grone** wurde für den Antrieb genutzt, in der **Spinnerei in Rosdorf**, die **Hermann Levin** von seinem Schwiegervater erstand, leistete **diesen Dienst der Fluss Rase**.

Den wirtschaftlichen Höhepunkt erreichte die Firma **1912**. Allein im Gebiet Grätzelstraße gab es zu dieser Zeit etwa 80 Haupt- und Nebengebäude und 210 Maschinenwebstühle, die nun nicht mehr mit Wasserkraft, sondern mit Dampf betrieben wurden.

Ungefähr 400 Arbeiter und 250 Arbeiterinnen waren bei der Firma beschäftigt, der Frauenanteil lag somit bei knapp 40%.]

„Von Dienstbesen, Hökerweibern und gelehrten Frauenzimmern...“

Die Arbeitszeit betrug **1912 56 Stunden pro Woche** für Männer, **Frauen arbeiteten samstags 1/2 Stunde weniger**, also 55,5 Stunden. Obwohl Frauen meist die gleiche Arbeit wie Männer verrichteten, wurden sie wie Jugendliche bezahlt. **Zu dieser Zeit betrug der übliche Lohn damit die Hälfte des Männer-Lohnes.**

Aber selbst die Männer lagen mit einem Jahreseinkommen von etwa 700 Mark (**1905**) deutlich unter der Armutsgrenze, da die **Firma Levin im Vergleich zu anderen Göttinger Betrieben oder vergleichbaren Betrieben in anderen Gebieten sehr wenig zahlte.**

[In den unteren Bevölkerungsschichten mussten deshalb alle Familienmitglieder zur Versorgung beitragen. Frauen, Männer und oft auch Kinder gingen in den Fabriken arbeiten. Dennoch war die Armut groß, Kartoffeln und Brot waren die Hauptnahrungsmittel. Aus diesem Grund bewirtschafteten viele mittellose Familien etwas Land. Und auch die Firma Levin machte sich diesen Bedarf zunutze. Sie verpachtete Land an fast 1/3 ihrer Arbeiter und Arbeiterinnen. Für die Familien bedeutete dies zwar Mehrarbeit, aber auch eine Aufbesserung des Speisezettels. Die Firma zog einen wesentlich größeren Nutzen daraus. Mit diesem Land gelang es ihr, die Arbeiter und Arbeiterinnen an die Fabrik zu binden und gut angelegte Kräfte zu halten. Das Bebauen eines "eigenen" Stückes Land hinderte die Menschen daran, in besser zahlende Fabriken zu wechseln. Wer wollte dieses Land für eine andere Arbeit aufgeben?

Auch auf dem sozialen Gebiet gab es eine Reihe von Maßnahmen, die sicherlich zur Betriebsgebundenheit der Arbeiter und Arbeiterinnen beigetragen haben.]

Hier ist insbesondere die Rolle **Marie Levins** hervorzuheben, die nach dem Tod ihres Mannes **Ferdinand Levin** (dem Sohn des Firmengründers) **von 1901 bis 1905** die Fabrik leitete. Sie ließ in den Jahren **1902/1903** das "**Wohlfahrtshaus**" erbauen, heute **Levinstraße 11.**

Hier waren eine **Speiseanstalt**, eine **Haushaltungsschule** und eine **Mütterberatungsstelle** untergebracht.

Ebenso die dortige **Ausgabestelle für verbilligte Lebensmittel**, die durch die Firma in großen Mengen eingekauft wurden, und die **Witwenkasse** waren für die weiblichen Beschäftigten und die Ehefrauen der männlichen Arbeiter von großer Bedeutung.

[Wie die Landverpachtung sind diese betrieblichen, vorwiegend auf die weiblichen Fabrikangehörigen zielende Einrichtungen **zwiespältig zu beurteilen**. Einerseits handelte es sich um konkrete Erleichterungen für die Arbeiterinnen und Arbeiterfrauen, andererseits dienten sie dazu, eine Art **Ausgleich für die niedrigen Löhne** zu schaffen. Dieser Ausgleich sollte die Arbeiter und Arbeiterinnen leistungsfähig halten. Gleichzeitig verbanden diese Einrichtungen die Männer und Frauen gefühlsmäßig mit der Firma und verhinderten ein Abwandern in besser bezahlende Fabriken. In einer Festschrift der Firma Levin von 1912 werden die Wohlfahrtseinrichtungen dann auch ganz offen als Produktionskostensparnis bezeichnet. Das Konzept der Firmenleitung griff. Es gab bis **1919** keinen großen Streik in der Firma, während die Göttinger ArbeiterInnenbewegung in anderen Betrieben schon jahrelang für höhere Löhne und mehr Rechte kämpfte.]

4. Dienstmädchen

Ende des 19. Jahrhunderts stieg die Zahl der Dienstboten und Dienstbotinnen aufgrund des wachsenden Bildungs- und Wirtschaftsbürgertums stark an.

1895 gab es im Deutschen Reich **1.339.300**

Dienstbotinnen und Dienstboten, den allergrößten Teil machten Frauen aus.

(Deshalb ist im Weiteren nur noch von den Dienstbotinnen die Rede.)

Um 1900 waren ein Fünftel aller erwerbstätigen Frauen als Dienstbotinnen beschäftigt.

In Göttingen entwickelte sich im **19. Jahrhundert** zwar keine bemerkenswerte Industrie, aber es gab, aufgrund der **1737** gegründeten Universität, eine wachsende Anzahl von Akademikerhaushalten. Dazu kamen 800 bis 1000 Studenten, die von "Aufwärterinnen" versorgt wurden.

Um 1900 gab es bei einer Wohnbevölkerung

von ca. 30.000 Menschen

ca. 1400 Dienstbotinnen und Dienstboten in Göttingen.

Das Haus Rote Straße / Ecke Judenstraße

haben wir als Beispiel für einen herrschaftlichen Haushalt des 19. Jahrhunderts ausgewählt. [???

Dass darin nicht nur "Herrschaften" gewohnt haben, wird bereits an den beiden Eingängen des Hauses deutlich. Es gibt einen breiten Vordereingang und einen kleinen Eingang für Dienstpersonal und Lieferanten und Lieferantinnen. In diesen Haushalten trafen also Menschen aus der Oberschicht und der Unterschicht aufeinander.



Funktion der Dienstbotinnen und Dienstboten

Die bürgerliche Gesellschaft des 19. Jahrhunderts war geprägt von einer

Ideologie der getrennten und strikt festgelegten Geschlechterrollen.

Seit der Aufklärung galten sie als "natürlich", und damit als unveränderbar.

Wichtigstes Merkmal dieser hierarchischen Geschlechterrollen war die Aufteilung und Gegenüberstellung von zwei Lebensbereichen, Öffentlichkeit und Privatheit.

[Auf der einen Seite wurde der Mann gesehen, der in der Öffentlichkeit einem Beruf nachging und sich politisch betätigte, auf der anderen Seite die Frau, die in der privaten Sphäre, der Familie, blieb und dem Mann einen Ruhepunkt und ein gemütliches Zuhause schaffen sollte.

Zu dieser idealtypischen "natürlichen" Rolle der Frau gehörte auch, dass sie nicht körperlich arbeiten sollte, denn Frauen wurden als das "schwache" Geschlecht angesehen. Dieses "Ideal" war jedoch nur für die Oberschicht gültig, die Frauen aus den unteren Schichten mussten für ihren Lebensunterhalt meistens schwer körperlich arbeiten.

Aber auch in den Oberschichtshaushalten fiel Arbeit an, die dort von Dienstmädchen verrichtet wurde.

Einerseits galten Frauen der Oberschicht also als zu schwach zum Arbeiten, andererseits wurde selbstverständlich von den Dienstbotinnen schwere körperliche Arbeit erwartet.

Die Lebens- und Arbeitsbedingungen von Dienstbotinnen konnten sehr unterschiedlich sein.

Je nach Haushaltsgröße wurde nur ein "Mädchen für Alles" beschäftigt, oder es gab mehrere Haushaltsangestellte, z.B. eine Köchin und ein Kindermädchen.

Dienstbotinnen waren auch ein **Statussymbol** und eine große Zahl erhöhte das soziale Ansehen ihrer Arbeitgeber und Arbeitgeberinnen. Die Anzahl und Zusammensetzung der Dienstbotinnen bestimmte die tägliche Arbeit der einzelnen.]

„Von Dienstbesen, Hökerweibern und gelehrten Frauenzimmern...“

Arbeitsbeginn war in der Regel zwischen 6 und 7 Uhr morgens.

Vormittags anfallende Tätigkeiten waren das aufwendige Reinigen der Wohnung und speziell der Empfangsräume (Salons), im Winter mussten die Öfen gesäubert und angeheizt werden. Je nach Situation war es Aufgabe der Köchin oder des "Mädchens für Alles", einzukaufen und zu kochen.

Nachmittags musste die Küche geputzt und der Herd und der Fußboden geschrubbt werden.

Die Metalltöpfe und das Tafelsilber wurden poliert.

Einmal wöchentlich wurden alle Fußböden gebohnt und die Teppiche ausgeklopft.

Einmal im Monat mussten die Polstermöbel und Vorhänge gebürstet und die Fenster geputzt werden.

Alle zwei bis vier Wochen war "Waschtag", der sich meist über drei Tage erstreckte und dem ca. sieben Tage plätten folgten. Gab es kein extra angestelltes Kindermädchen, gehörte ferner die persönliche Betreuung der Kinder zu den Verpflichtungen des Dienstmädchens, d.h. diese waschen, anziehen, ihre Mahlzeiten zubereiten, sie beaufsichtigen.

Der Arbeitsablauf des ganzen Tages war geprägt von ständigen Unterbrechungen.]

Die Dienstbotinnen stammten hauptsächlich aus den **Dörfern der Umgebung Göttingens** und aus der städtischen Unterschicht.

Es waren **junge Frauen zwischen 14 und 16 Jahren**, die aufgrund der Armut und den fehlenden Verdienstmöglichkeiten für Frauen auf dem Lande in die Städte kamen. Sie hofften auf eine soziale und materielle Verbesserung ihrer Situation. "Dienstmädchen" war ein Übergangsberuf. **1907** waren rund 80% aller Dienstmädchen unter 30 Jahren, 36,7% waren jünger als 20 Jahre.

Dienstbotinnen erhielten einen geringen Jahreslohn in Form von Geld (**zw. 150 und 200 Reichsmark**), den größten Teil ihrer Bezahlung bekamen sie als **Kost und Logis**.

Die Unterbringung war meist sehr schlecht, nur wenige Dienstmädchen hatten ein eigenes Zimmer (in der Regel unbeheizt). Meistens bestand die "Logis" in einem Bett oder Klappbett auf dem (ebenfalls unbeheizten) Hängeboden.]

Der **Lebensstandard** von Dienstbotinnen war mit dem ungelerner Arbeiterinnen **vergleichbar**.

Ein großer Unterschied zwischen Fabrikarbeiterinnen und Dienstmädchen

bestand jedoch in der **Form des Arbeitsverhältnisses**. Dienstbotinnen standen in einem extrem hohen, persönlichen Abhängigkeitsverhältnis, das geprägt war von der Unterwerfung unter den Willen und die Willkür der "Herrschaft". Es gab weder eine räumliche noch eine zeitliche Rückzugsmöglichkeit, keinen Rechtsanspruch auf Pausen oder Freizeit. Dienstmädchen hatten eine grundsätzliche 24-Stunden-Arbeitsverpflichtung, die Bedienung bis spät in die Nacht, Sonderwünsche, Gästeempfang u. ä. beinhaltete. Selbst gewohnheitsrechtliche Vereinbarungen wie der 14tägliche freie Sonntagnachmittag konnten bei Bedarf jederzeit gebrochen werden.

Den Rahmen des Arbeitsverhältnisses bestimmten die "**Gesindeordnungen**", in denen Gehorsam, Treue und Pflichtbewusstsein der Frauen, nicht jedoch Arbeitszeiten, Bezahlung oder ähnliches festgelegt waren. Die Gesindeordnungen konstruierten damit den "**Sozialcharakter**" des Berufes.

In ihnen war weiter vorgeschrieben, dass jeder Stellungswechsel bei der Polizei angegeben und dort abgestempelt werden musste. Auch die rechtliche und soziale Absicherung von Dienstbotinnen war schlecht, es gab keine Alters- oder Verdienstausschlagversicherungen; erst **1914** wurden sie in die Krankenversicherung einbezogen.

„Von Dienstbesen, Hökerweibern und gelehrten Frauenzimmern...“

[Entscheidend für den Alltag war weiterhin die **soziale Distanz zwischen der "Herrschaft" und dem Dienstmädchen**, die häufig durch Schikane und Kontrolle aufrechterhalten bzw. verstärkt wurde. Gerade die Hausfrauen sicherten ihre eigene soziale Position, indem sie ihre Angestellten schikanierten und schlecht behandelten. Von Seiten der Hausherrn und anderer im Haus lebender Männer waren Dienstbotinnen sexueller Ausbeutung und Belästigung bis hin zur Vergewaltigung ausgesetzt. Wurde eine Frau schwanger, gab es zwar die Möglichkeit der Abtreibung. Es wird für die Dienstmädchen, die aus ihren sozialen Zusammenhängen gerissen waren, jedoch schwierig gewesen sein, eine Frau zu finden, die ihnen dabei half. Sobald die Schwangerschaft entdeckt wurde, verlor sie in der Regel ihre Stellung und damit auch Unterkunft und Verpflegung.]

In Göttingen kamen **1792 22,3 % aller Kinder unehelich** zur Welt, diese Zahl blieb im ganzen **19. Jahrhundert** stabil und stieg **1905** sogar **auf 27 %** an. Damit hatte Göttingen eine der höchsten Unehelichen-Geburtenraten im Deutschen Reich. Es ist zu vermuten, dass sich unter den unehelichen Müttern sehr viele Dienstmädchen befanden.

Ein Gesetz von 1793 besagte, dass Studenten nur dann Alimente zu zahlen brauchten, wenn die Klägerin eine "Verführung" eindeutig beweisen konnte.

[Es stellt sich nun die Frage, wie Dienstmädchen diese Arbeitssituation ausgehalten bzw. wie sie sich dagegen zur Wehr gesetzt haben.

Es ist nicht bekannt, dass viele Frauen den Beruf gewechselt haben. Sie entwickelten Strategien, um sich innerhalb ihrer Situation gegen die Verhältnisse zu wehren. Dazu zählen heimliche Pausen und Trödeln beim Einkauf, Tratsch über die Privatsphäre ihrer "Herrschaften" und auch ein häufiger Stellenwechsel. Damit wuchs die Erfahrung, unerträgliche Arbeitssituationen wurden beendet.

Erzählungen von Dienstbotinnen, die sich über ihre "Herrschaft" und deren affektierte und künstliche Lebensweise lustig machten, zeigen, dass die soziale Hierarchie nicht akzeptiert wurde.

Viele Dienstbotinnen wehrten sich gegen die Form des "aufopferungsvollen Dienens für die Herrschaft", sie betonten dagegen, dass es für sie eine bezahlte Arbeit war und nicht mehr.]

In Göttingen wurden mehrfach **Polizeiordnungen** erlassen, die verlangten, dass jeder **Stellungswechsel eines Dienstmädchens innerhalb von 48 Stunden angezeigt** wurde und die Dienstbücher dabei vorgezeigt werden mussten. Es finden sich immer wieder Beschwerden, dass Dienstmädchen ihre Dienstbücher nicht ordnungsgemäß führten, fälschten oder die Bücher verloren gingen.

Wir schließen aus diesen Verordnungen, dass sich Dienstbotinnen der Kontrolle durch die Polizei immer wieder entzogen haben.

Armenspeisung
Rote Str. [???



[Ab Ende des 19. Jahrhunderts gab es Bemühungen, die Dienstbotinnen und Dienstboten gewerkschaftlich zu organisieren, die nicht erfolgreich waren. Die Arbeitsbedingungen, besonders die persönliche Abhängigkeit und die Vereinzelung standen diesen Bemühungen entgegen.]

5. Entbindungshaus

Wie bereits in dem Beitrag über Dienstmädchen in Göttingen deutlich wurde, war die Unehelichen-Geburtenrate in Göttingen reichsweit am höchsten (1792 bei 22,3%). Es ist zu vermuten, dass die Zahl der Dienstmädchen, die ungewollt schwanger geworden waren, entsprechend hoch gewesen ist. Vielleicht war gerade diese Tatsache einer der Gründe, weshalb hier in Göttingen das **Entbindungshaus** gegründet wurde. Sollten doch gerade mittellose ledige Frauen das Hauptklientel der Anstalt werden.



Im **Armenhospital neben der Kapelle St. Crucis** wurde **1751** unter der Leitung von **Prof. Dr. Georg Roederer** eine Entbindungsanstalt der Universität Göttingen gegründet. Bald waren die lediglich zwei Räume der Anstalt zu klein geworden, so dass auf dem gleichen Grundstück, nachdem die alten Gebäude abgerissen worden waren, ein neues Entbindungshaus gebaut wurde.

1791 wurde es fertig gestellt, und ein Jahr später übernahm **Prof. Dr. Friedrich Benjamin Osiander** die Leitung der Anstalt. Das Entbindungshaus sollte mit seiner Prachtbauweise ein neues Fach an der jüngst (**1737**) gegründeten Universität Göttingen etablieren und repräsentieren: das Fach **Gynäkologie**.

6. Armut

Wie schon in dem Artikel über die Marktfrauen gezeigt wurde, war Göttingen vor allem eine Ackerbürger- und Ackerbürgerinnenstadt [???].

Mit der Universitätsgründung **1737** kam die Universität als Arbeitsmöglichkeit noch hinzu, zum Beispiel für Angestellte und Gesinde u. ä. Doch entgegen der weit verbreiteten Ansicht, durch diese sei Göttingen zu einer reichen Stadt angewachsen, nahm die Unterschicht stark zu, der Reichtum galt nur für eine - zahlenmäßig sehr kleine - Oberschicht.

Im 18. Jahrhundert gehörten 50% der Bevölkerung zur Unterschicht, im 19. Jahrhundert stieg diese Zahl weiter.

1890 galt ein Einkommen von 900 Reichsmark als **Armutsgrenze**. Darunter fielen zeitweise **bis zu 65% der Einwohner** und Einwohnerinnen! Betrachten wir den Frauenanteil, so lässt sich feststellen, dass Armut in starkem Maße weiblich war.

[Das Zahlenverhältnis von Frauen zu Männern war genau spiegelbildlich zur wohlhabenden Bevölkerung, bei der eine Überzahl von Männern zu bemerken war. Bei den Armen kamen - statistisch betrachtet - auf einen Mann 3,5 Frauen. Armut betraf also damals, wie auch heute noch zu beobachten ist, überwiegend Frauen. Dies mag unter anderem an den schlechteren Erwerbsmöglichkeiten für Frauen gelegen haben sowie an der hohen Zahl ledig Schwangerer, die - ebenso wie Witwen und arbeitslose Dienstmädchen - auf sich selbst gestellt waren und daher ein sehr geringes Auskommen hatten.]

Die **Siedlungsräume der Unterschicht** befanden sich am Stadtrand, an der Stadtmauer oder für die Ärmsten der Armen auch außerhalb des Walls.

Zu den ärmlichsten Wohnbezirken gehörten die **Turmstraße**, nördliche **Jüden- und Burgstraße, Ritterplan und Wendengasse**.

Die Turmstraße wurde "**Stinkende Gasse**" und "**Klein Paris**" genannt.

Es ist zu vermuten, dass letzteres auf die **Straßenprostitution** (s. u.) zurückzuführen ist.

„Von Dienstbesen, Hökerweibern und gelehrten Frauenzimmern...“

Dort lebten überwiegend verarmte Frauen, Alte, Kranke, Invalide, Tagelöhner und Tagelöhnerinnen, Erwerbslose, Witwen. Die Buden, in denen sie lebten, waren eng, baufällig und nicht wetterfest, so dass die Ausbreitung von Krankheiten und Seuchen begünstigt wurde.

Im 18. Jahrhundert hatte sich die diskriminierende Auffassung durchgesetzt, dass Armut selbstverschuldet sei, die Armen also faul seien und sich aus ihrer Notlage herausarbeiten könnten, wenn sie nur wollten. Staatliche Zwangsmaßnahmen waren die Folge. So wurde **1702** eine **Armenverordnung** erlassen, die in 44 Artikeln die Armut zu regulieren gedachte. Die Armen wurden in Klassen eingeteilt, denen zufolge sie Almosen erhielten. Ein **Bettelverbot** wurde erlassen, das ein Armenvoigt kontrollieren sollte.

Als Dank für die nur sehr mangelhafte Versorgung durch die Stadt mussten die Armen halbjährlich ein Loblied singend durch die heutige Innenstadt ziehen. Zudem waren sie zum Tragen eines Abzeichens verpflichtet, das sie kenntlich machen sollte: **SP (signum pauperum)**, lateinisch für Zeichen der Armut).

Es gab in Göttingen zwar Schwierigkeiten, das Edikt durchzusetzen, doch um die Stadt als Universitätsstadt anziehender zu gestalten, bemühte man sich, es zu verwirklichen.

Der Frauenverein

Neben der staatlichen und der kirchlichen Maßnahmen gab es noch einen weiteren Versuch, die Armut zu lindern. Dieser wurde von Frauen der Oberschicht unternommen. Das bürgerliche Frauenbild sprach der Frau besondere Opferbereitschaft und Milde zu, daher erschien die Bedürftigenversorgung für verheiratete Frauen als ein mögliches Betätigungsfeld. **1840** gründete sich der Göttinger Frauenverein, was der Magistrat der Stadt zunächst begrüßte. Schon bald aber gab es Auseinandersetzungen über die Form der Armenfürsorge. Als die Frauen in Hannover **Korporationsrechte (volle Geschäftsfähigkeit)** für den Verein beantragten, behinderte die Stadt durch ein negatives Gutachten diese Bemühungen. **1850** erhielt der Verein als einer der ersten Frauenvereine dann doch die **Korporationsrechte**.

Der Göttinger Frauenverein unterhielt **zehn Einrichtungen zur Armenunterstützung**, so z.B. eine **Dienstbotinnenschule**, **Kinderbewahranstalt** und **Handarbeitswerkstätten** samt **eigenem Laden**, in dem die Produkte verkauft wurden. Armenfürsorge sollte nicht in Form von Almosen gewährt werden, vielmehr sollte den armen Frauen die Möglichkeit gegeben werden, sich durch Arbeit selbst zu helfen. Doch auch der Frauenverein konnte nicht alle Armen unterstützen. Viele mussten ohne fremde Hilfe für ihr Überleben sorgen. Für Frauen war eine Form der Selbsthilfe die Prostitution.

7. Prostitution

Die meisten Prostituierten waren ehemalige Dienstmädchen und Kellnerinnen, die teilweise vergewaltigt und mit einem unehelichen Kind aus der Stellung gejagt worden waren.

Es gab allerdings auch Lohnarbeiterinnen, die sich mit dem Nebenerwerb der Prostitution am Leben erhielten. Die Zahl der registrierten Prostituierten in Göttingen war eher gering. Doch es ist davon auszugehen, dass die "illegale" Prostitution in "Klein Paris" sehr verbreitet war. Ein Bordell gab es in Göttingen nicht. Den Grund dafür, bzw. die Überflüssigkeit eines solchen, veranschaulicht folgendes Zitat eines durchreisenden Studenten:

„Ein Bordell wäre in Göttingen eher schädlich als nützlich. Wer würde es besuchen, solange es noch gefällige Aufwärterinnen giebt, die wohlfeiler und heimlicher zu haben sind, als die Mädchen in so einem Hause.“

Ab **1855** wurde die Prostitution staatlich reglementiert. Die Prostituierten wurden in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt. So durften sie nachts ihre Wohnungen nicht verlassen und einige Bereiche gar nicht erst betreten.

In Göttingen waren das: die Wälle, (Korn)Markt, Groner Tor, Weender Straße, Maschwiese, Bahnhofsplatz etc., welches in der Regel sehr belebte Plätze waren.

Die Prostituierten waren gesellschaftlich geächtet, während sexuelle Kontakte der Männer außerhalb der Ehe als Beweis ihrer Männlichkeit galten. Gerade im von der Universität geprägten Göttingen ist besonders interessant, dass bei einigen Studentenverbindungen der Besuch bei Prostituierten Teil eines Rituals, also üblich und damit anerkannt war!

8. Mädchenbildung

1866 wurde in Göttingen die **erste städtische höhere Töchterschule** gegründet.

Diese war zunächst im **Ritterplan 8** untergebracht und zog **1880** in den Neubau **Ecke Nikolaistraße/ Bürgerstraße** um.

Eltern, die ihren Töchtern eine bessere Schulbildung zukommen lassen wollten, schickten sie auf höhere Schulen. Denn auf den Volksschulen, die von Mädchen und Knaben aller Schichten zusammen besucht wurden, ging das Lernziel über Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen und Religion selten hinaus.



Zwar gab es bereits **vor 1866** höhere Töchterschulen, d.h. Schulen für Mädchen der gehobenen Schicht, jedoch waren dies **ausschließlich Privatinstitute** mit sehr unterschiedlichem Bildungsniveau. Vielen Eltern waren diese zu kostspielig, da sowohl das obligatorische Schulgeld an die Stadt, als auch die oft teuren Gebühren für das Privatinstitut bezahlt werden mussten.

Die Gründung der ersten städtischen höheren Töchterschule entband die Eltern somit von dem doppelten Schulgeld, zudem waren die Gebühren geringer als in vergleichbaren Privatinstituten und die Mädchen konnten einen staatlich anerkannten Abschluss erlangen.

[Die Schule war den mittleren und gehobeneren Schichten offen. Um diesen Status aufrechtzuerhalten, wurden bereits 1 Jahr nach der Gründung die Gebühren erhöht. Die Schulleitung glaubte, dass viele Eltern aufgrund des geringen Schulgeldes dazu verleitet werden könnten, ihre Töchter auf diese Schule zu schicken. Wahrscheinlich wurde befürchtet, dass die Vermischung der Schichten eine Senkung des Niveaus zur Folge hätte.

Die Schule unterlag bald großen Veränderungen.

Die Schülerinnenzahl, die **zu Beginn 110** betrug, wuchs bis **1880** auf über das Doppelte, **222 Schülerinnen**, an. Ein neues Gebäude mit mehr Räumen war deswegen vonnöten.

Am **06. April 1880** wurde der seit längerem geplante **Neubau Ecke Nikolaistraße/ Bürgerstraße** eingeweiht. Die neue Schule hatte 11 Klassenzimmer, ein extra Physikzimmer, eine Aula, ein Lehrerinnenzimmer, ein Lehrerzimmer sowie eine Turnhalle.

Die Zahl der Lehrenden nahm stetig zu, zudem änderte sich das Geschlechterverhältnis. Waren zur Zeit der Gründung noch weniger Lehrerinnen als Lehrer angestellt, lehrten um 1900 sieben Lehrer und acht Lehrerinnen.

Auch die Qualität der Schulbildung wurde innerhalb dieser Zeit erheblich verbessert.

Die Schülerinnen besuchten die Schule vom 6. bis zum 14. Lebensjahr. Zur Zeit der Gründung waren sie auf fünf Klassenstufen plus eine Fortbildungsklasse verteilt. So wurden teilweise in einer Klasse zwei Jahrgänge gleichzeitig unterrichtet. Im Laufe der Jahre wurden die Klassenstufen erweitert und differenziert. Damit konnte auf den jeweiligen Wissensstand und das Alter der Schülerinnen gezielter eingegangen werden.

Dank des fortschrittlich denkenden Direktors **Dr. L. Morgenstern** war die Schule von modernen pädagogischen Ansätzen geprägt. Er lehnte eine Rangordnung, bei der gute Schülerinnen einen bevorzugten Sitzplatz, schlechte Schülerinnen z.B. den Platz direkt neben dem Ofen zugewiesen bekamen, entschieden ab. Er begründete dies mit der stets subjektiven Beurteilung durch die Lehrenden und der fehlenden Möglichkeit für schlechte Schülerinnen, sich noch nach einer derartigen Maßnahme zu verbessern.

Des Weiteren forderte er die Lehrenden auf, bei Teilnahmslosigkeit und Zerstreuung der Schülerinnen zunächst die Ursachen in sich selbst zu suchen. Auch das Schulgebäude und die Einrichtung waren nach modernen Gesichtspunkten erstellt. Es gab vier verschiedene Tisch- und Stuhlgrößen, die den Schülerinnen entsprechend ihrer Körpergröße zugewiesen wurden. Dies kam der Haltung und der Gesundheit der Schülerinnen zugute.

„Von Dienstbesen, Höckerweibern und gelehrten Frauenzimmern...“

Die Zielsetzung dieser Mädchenschule und der Mädchenbildung allgemein lässt sich sehr gut anhand des Stundenplanes nachvollziehen. Insgesamt sollte die Bildung Herz und Verstand umfassen. Die Schulzeit sollte eine Erziehung für das Leben sein, wobei darunter die Vorbereitung des Mädchens auf ihre zukünftige Rolle als Ehefrau, Hausfrau und Mutter zu verstehen ist. Die Ausbildung an der höheren Töchterschule sollte sie dazu befähigen, ihrem Ehemann eine angenehme Gesprächspartnerin zu sein, ihren Kindern bei der Schulbildung unterstützend zur Seite zu stehen und einen bürgerlichen Haushalt leiten zu können. Meist ging der Unterricht über dieses Ziel nicht hinaus. So sollten zum Beispiel in dem Fach Chemie die "Grundbegriffe der Chemie und die für den Haushalt und das Gebiet weiblicher Thätigkeit besonders wichtigen chemischen Vorgänge" gelehrt werden.

Religion hatte innerhalb des Lehrplanes einen besonderen Stellenwert. Nicht nur das Fach selbst nahm an Stunden viel Raum ein, sondern die christliche Lehre wurde in beinahe allen anderen Fächern vermittelt. Zum Beispiel wurde in Deutsch anhand des Katechismus Lesen gelernt, in Singen wurden vorwiegend Choräle gesungen, und Geographie diente unter anderem dazu, die 'Vollkommenheit des Schöpfers' darzustellen.

Nicht zu Unrecht bezeichnete deswegen **Gertrud Bäumer**, Mitglied der bürgerlichen Frauenbewegung, die damalige Mädchenbildung als einen **"mittelbaren und unmittelbaren Religionsunterricht"**. Deutsch, Literatur, Französisch und Singen waren ebenfalls stark vertreten. Diese Fächer umfassen Kenntnisse, die dem bürgerlichen Frauenbild des 19. Jahrhunderts entsprechend von einer Frau erwartet wurden. Entgegen der sonstigen Auffassung an Mädchenschulen wurde auch besonderer Wert auf Rechnen gelegt. Mathematik wurde an dieser Schule bewusst weit über die Anforderungen des zukünftigen Lebens einer Hausfrau vermittelt. Direktor Morgenstern begründete das damit, dass der mathematische Unterricht "neben diesem realen Zweck ein höheres, wichtigeres Ziel" [hat] [...]. "Er ist eine Gymnastik des Geistes, des Denkvermögens; er ist - richtig behandelt - ein Stück Logik, die das Kind an ein strenges Denken und Folgern gewöhnt". Auch hier zeigt sich wieder der fortschrittliche Charakter der Schule, welcher der sonst weit verbreiteten Ansicht entgegensteht, Mädchen seien zu logischem Denken nicht fähig.

Handarbeit ist ein Fach, das nur auf Mädchenschulen gelehrt wurde. Die Schule war der Ansicht, dass "in der Fähigkeit und Gewandtheit für Hausarbeit ein wesentliches Stück der Berufsausbildung der Frau, ein wichtiges Mittel zur Erhaltung eines rechtlichen, ordentlichen Hauswesens" liege. Handarbeiten wird als eine typische weibliche Arbeit dargestellt. Zum anderen wird verdeutlicht, dass die Schule den zukünftigen Beruf ihrer Schülerinnen im Haushalt sieht. Für die Schülerinnen bedeutete dies konzentriertes Stillsitzen beim Stricken von Socken, Häkeln eines Rockes, Kreuzsticken von Buchstaben, Flickern, Stopfen und so weiter. Ansonsten wurden noch die Fächer Weltkunde, Naturgeschichte, Physik, Geschichte, Englisch, Zeichnen und Schönschreiben unterrichtet. Gänzlich fehlt die Vermittlung von klassischen Sprachen, d.h. Latein, Altgriechisch und Hebräisch.

Ein Ausgleich zu der geistigen Tätigkeit bildete das Turnen, ein Fach, das um **1900** in Mädchenschulen erst im Kommen war. Es wurde Frauen und Mädchen in der Turnstunde zugestanden, sich frei zu bewegen und zu schwitzen. Der Turnunterricht bestand vor allem aus Gymnastikübungen und Spielen wie Seillaufen, Seilspringen, Federballspiel und Fuchsspiel. **1881** durften von 227 Schülerinnen nur 130 teilnehmen. Es ist anzunehmen, dass die Eltern noch Vorbehalte gegen dieses Fach für Mädchen hatten.]

Eine bedeutende Lehrerin, **Sophie Mejer**, war 35 Jahre lang, von **1868-1903**, an dieser Schule tätig. Dank eines neunmonatigen Aufenthalts in Paris zeichnete sie sich vor allem durch hervorragende Französischkenntnisse aus. Entgegen der Regel, nach der Lehrerinnen nur in der Unter- und Mittelstufe unterrichten durften, lehrte sie deshalb auch in der Oberstufe. Als **1894** diese Beschränkung aufgehoben wurde, übernahm sie die Leitung der Oberlehrerinnenkurse, in denen Lehrerinnen die Qualifikation zum Unterrichten in der Oberstufe erwerben konnten. Neben ihrer Tätigkeit an der Mädchenschule war sie sehr stark im "Verein Christlicher Lehrerinnen" engagiert. Dieser Verein bot Lehrerinnen eine finanzielle Absicherung bei Krankheit und Arbeitslosigkeit.

Für allein stehende, ältere Lehrerinnen gab es die Möglichkeit, in dem **1895** fertig gestellten Altenheim des Vereins unterzukommen, dem so genannten Feierabendhaus.

1908 wurden Frauen in Preußen, erstmals zum Studium zugelassen.

Den Schülerinnen brachte dies allerdings wenig, da das Ende des Schulbesuchs keine Abiturprüfung vorsah und die Schulausbildung im Alter von 15 Jahren beendet war.

Der **1904** gegründete Göttinger Verein "Frauenbildung - Frauenstudium" bot jedoch ab **1911** einen vierjährigen Oberstufenunterricht mit anschließender Abiturprüfung an.

Dieser Verein bestand bis **1924** fort und brachte in dieser Zeit insgesamt 68 Schülerinnen zum Abitur.

1913 zog die Schule in den Neubau im Friedländer Weg 19, **das heutige Hainberg-Gymnasium** um.

Erst **1927** erhielt die Schule die Anerkennung als Gymnasium und ermöglichte die Ablegung einer Abiturprüfung. Die Schule bestand bis **1971** als Mädchenschule fort.

9. Dorothea Schlözer

Dorothea Schlözer ist eine **1770** geborene Göttingerin. Sie gehört zu den wenigen Frauen, die mit Namen in die Geschichte eingegangen sind. Der Grund liegt darin, dass sie **1787** als erste Frau Deutschlands einen Dokortitel in Philosophie erwarb.

Bemerkenswert an dieser Titelverleihung sind vorrangig zwei Punkte. Zum einen studierte Dorothea im so genannten Zeitalter der Aufklärung. In dieser Zeit vertraten namhafte Gelehrte die Ansicht, dass Frauen zu wissenschaftlichem Denken nicht fähig seien. Ein Beispiel ist der in Paris lebende **Jean Jacques Rousseau**. Zum anderen wurden Frauen offiziell in Preußen, zu dem Göttingen seit 1866 gehörte, erst 1908 zum Universitätsstudium zugelassen.

Initiator und Wegbereiter ihres Studiums war Dorothea Schlözers Vater. Er war als Professor so angesehen, dass seiner Tochter als einer der ersten Frauen das Studieren ausnahmsweise erlaubt wurde. **August Ludwig Schlözer** war ein bekannter Historiker und Theoretiker in Fragen der Bildung und Erziehung. Dieser an der Universität Göttingen lehrende Professor hatte andere pädagogische Vorstellungen und Ideale als der **Pädagoge Basedow**. **Der fachliche Streit nahm solche Ausmaße an, dass beide sich für die Form des Erziehungsexperimentes entschieden, um ihre Thesen beweisen zu können.** Ihre Erstgeborenen, die in dieser Zeit auf die Welt kamen, sollten als Beweis für ihre Erziehungstheorien dienen.

Beide Säuglinge waren Mädchen. Uns ist nichts darüber bekannt, ob die Gelehrten an ihnen auch beweisen wollten, dass Frauen wissenschaftlich denken können.

Die Wahl dieser Erstgeborenen zeigt aber zumindest, dass das Geschlecht für die Väter kein Hinderungsgrund war. **Basedows Tochter Emilie** war, genauso wie **Dorothea Schlözer**, eine äußerst erfolgreiche Schülerin.

Dorothea Schlözer bekam beste Privatlehrer, und ein strenger Lehrplan machte es möglich, dass sie bereits mit vier Jahren lesen konnte. Ihr ehrgeiziger Vater schrieb akribisch jeden kleinsten Entwicklungsschritt auf. Neben den traditionell wissenschaftlichen Fächern wie **Mathematik**, **Geschichte** etc. lernte die Schülerin **neun Sprachen**: Französisch, Englisch, Holländisch, Schwedisch, Italienisch, Latein, Spanisch, Hebräisch und Griechisch.

Zudem musste sie die als typisch weiblich geltenden Bereiche wie **Zeichnen**, **Klavier** spielen, **Gesang**, **Nähen**, **Stricken** und **Kochen** lernen.

Damals bestand die Angst, dass Frauen die zu gebildet seien, "unweiblich" würden.

Eine Grundüberzeugung Schlözers war, dass nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch gelernt werden sollte. So studierte Dorothea Schlözer **Bergwerkskunde**, indem sie neben der Theorie auch Bergwerke im Harz besichtigte. Eine halbjährige Bildungsreise **1781/82** mit ihrem Vater nach Italien sollte ihr u.a. die römische Kunst näher bringen. Diese Reise erregte im Übrigen in den bürgerlichen Kreisen Göttingens großes Aufsehen. Allein die Erziehung wurde argwöhnisch beobachtet, aber die weite, für die Zeit gefährliche Reise sorgte für weiteren Gesprächsstoff.

Zum 50jährigen Bestehen der Universität **1787** wurde Dorothea Schlözer die **Doktorinprüfung** abgenommen. Die Urkunde nahm ihr Vater für sie entgegen, da sie als Frau der feierlichen Ernennung nicht beiwohnen durfte. Die Feier, die in der ehemaligen Universitätsbibliothek in der Prinzenstraße stattfand, verfolgte sie durch die zerbrochene Scheibe eines Fensters.

Eine wissenschaftliche Karriere war weder beabsichtigt noch möglich.

„Von Dienstbesen, Hökerweibern und gelehrten Frauenzimmern...“

Dorothea Schlözer sah ihre Zukunft der Zeit gemäß in der Position einer verheirateten Frau. Ihr Jugendtraum war, einen Kaufmann zu heiraten, dem sie die Korrespondenz führen wollte. So sah ihr Kompromiss aus, als Frau nicht zu stark aus der Rolle zu fallen und trotzdem einen Teil ihres Wissens nutzen zu können.

Ihr Vater hatte gehofft, ihr mit dieser Erziehung eine so genannte gute Partie zu ermöglichen. Das gelang, denn **1792** heiratete sie den reichen und angesehenen Kaufmann und Bürgermeister **Matthäus Rhodde aus Lübeck**.

Seine Korrespondenz aber führte sie nicht.

Stattdessen erzog sie seine drei Kinder aus erster Ehe und bekam noch drei weitere dazu.

Zunächst bot diese Ehe viele Vorteile für Dorothea Schlözer. Viele Berühmtheiten und Gelehrte der Zeit besuchten das Haus Rhodde. Geistreiche Gespräche, für sie von Bedeutung, konnte sie allerdings weniger mit ihrem Mann, dafür aber mit einem Freund des Hauses, **Charles de Villers**, führen.

Es entstand eine Liebesbeziehung und als ihr Ehemann **1810** Konkurs anmeldete, zog Dorothea Schlözer mit **Charles de Villers** und ihren drei jüngeren Kindern zurück nach Göttingen. Für den Lebensunterhalt sorgte sie nun mit Übersetzungsarbeiten.

Charles de Villers, der an der Universität Göttingen tätig war, trug das seinige dazu bei. Ein Jahr später zog der kranke **Matthäus Rhodde** zu ihnen in die heutige Lange **Geismarstraße 49**.

1809 starb Dorothea Schlözers Vater.

Interessanterweise schenkte Dorothea Schlözer ihrem Neffen am darauf folgenden Weihnachtsfest das "Basedowsche Elementarwerk" - sie, die von ihrem Vater seit ihrem fünften Lebensjahr als "**Antibasedow**" bezeichnet wurde und eine Erziehung genossen hatte, die das Elementarwerk widerlegen sollte.

In dieser Zeit starben auch zwei ihrer Kinder und Charles de Villers.

Mit dem dritten kranken Kind trat sie eine Erholungsreise in den Süden an.

Das Kind genas, sie starb auf der Heimreise **1825** in Avignon an einer Lungenentzündung.

10. Straßennamen

Eine weitere Form, in der Frauen in einer Stadt sichtbar werden, sind Straßen, die nach ihnen benannt sind. In Göttingen werden seit **1864** Straßen nach Personen benannt, heute sind es 310. Davon sind zehn, d.h. 3,2 %, nach Frauen benannt. Es gibt also nur sehr wenige Straßen mit Frauennamen, obwohl es genügend Frauen gab, die zu ihrer Zeit sehr berühmt waren oder sich um das Allgemeinwohl verdient gemacht haben. (Das sind die offiziellen Kriterien bei der Vergabe von Straßennamen.) Auffällig ist auch, dass diese zehn Straßen überwiegend kleine Seitenstraßen, Wege oder Sackgassen sind. Bei einem genaueren Blick fällt weiter auf, dass fünf der Straßen nach "allgemeinen Persönlichkeiten" benannt sind.

1. **Käthe-Kollwitz-Weg (Lohberg)**

Käthe Kollwitz (1867-1945) war Graphikerin und Malerin.

2. **Paula-Modersohn-Weg (Lohberg)**

Paula Modersohn (1876-1907) war Malerin.

3. **Maria-Montessori-Weg (Sackgasse am Waldweg)**

Maria Montessori (1870-1952) war Pädagogin und Ärztin.

4. **Elsa-Brandström-Weg (Herberhausen)**

Elsa Brandström (1880-1948), eine schwedische Krankenschwester im 1. Weltkrieg, war als "Engel von Sibirien" bekannt.

5. **Elly-Heuss-Knapp-Straße (Herberhausen)**

Elly Heuss-Knapp (1881-1952), Lehrerin und Politikerin, gründete das Müttergenesungswerk. Sie war mit dem Bundespräsidenten Theodor Heuss verheiratet.

Fünf der Straßen sind nach Frauen benannt, die in Göttingen gelebt haben.

1. Emiliestraße (an der Weender Landstraße).

Die Emiliestraße wurde bereits 1899, noch zu ihren Lebzeiten, nach Emilie von Warnstorff, geb. Stegemann (1857 - 1906) benannt. Die Straße lag auf dem damaligen Firmengelände ihres Mannes, eines Maschinenfabrikanten. Emilie von Warnstorff war sehr beliebt und hochgeschätzt. Sie soll sich um das Wohl der ArbeiterInnen in der Fabrik ihres Mannes gesorgt haben.

2. Karolinenweg (Weende).

Der Karolinenweg ist nach Karoline Louise Amalie Fahlbusch, geb. Lange (1869 - 1952) benannt, die den Weg über 40 Jahre gepachtet hatte. Karoline Fahlbusch engagierte sich in der Sozialdemokratie und leitete die Arbeiterwohlfahrt in Weende bis 1933.

3. Maria-Göppert-Weg .

Maria Göppert-Meyer (1906 - 1972) lebte in Göttingen und studierte ab 1927 Physik bei den weltbekannten Professoren Max Born, James Franck und Adolf Windaus. Sie promovierte 1930 über Quantenmechanik. Physikerinnen waren etwas Außergewöhnliches und ihre Berufsaussichten, zumal im Deutschland der Weltwirtschaftskrise, sehr gering. So ging sie 1930 in die USA. Sie kehrte 1931 nach Göttingen zurück, um Vertretungsvorlesungen für Max Born zu halten, wanderte jedoch bald darauf endgültig in die USA aus. Von 1931 bis 1939 arbeitete sie an der Hopkins Universität in Baltimore. 1946 erhielt sie eine Professur in Chicago und forschte dort im Bereich der Nuklearphysik.

„Von Dienstbesen, Hökerweibern und gelehrten Frauenzimmern...“

1960 wechselte sie an die Universität von La Jolla, Kalifornien, 1963 erhielt sie für ihre Theorie der nuklearen Schalenstruktur den Physik- Nobelpreis.

4. Emmy-Noether-Weg.

Emmy Noether (1882 - 1935) studierte nach einer Lehrerinnenausbildung Mathematik in Göttingen und Erlangen. Sie promovierte 1907 in Erlangen und habilitierte sich 1919 in Göttingen. Sie forschte zu theoretischer Algebra und hielt Vorlesungen, erhielt jedoch bis 1923 keine bezahlte Stelle. Trotz anerkannter Forschungstätigkeit und 37 Veröffentlichungen hatte sie ab 1927 nur einen bezahlten Lehrauftrag und keine reguläre Professur. Als Jüdin wurde sie 1933 entlassen und emigrierte 1934 in die USA, wo sie 1935 starb.

5. Lou-Andreas-Salomé.

Lou Andreas-Salomé (1861 - 1937) wurde in Petersburg geboren. Gegen die Widerstände ihrer Mutter ging sie 1880 nach Zürich, um dort Theologie zu studieren. Sie brach das Studium jedoch bald ab, reiste viel, lebte in Rom, Paris, Stockholm, Wien und Berlin. Sie bewegte sich in den intellektuellen, literarischen Kreisen der Zeit und beschäftigte sich hauptsächlich mit der Frage nach der Existenz Gottes. Sie hatte mehrere Liebesbeziehungen, unter anderem zu Friedrich Nietzsche und Rainer-Maria Rilke. Lou Andreas-Salomé veröffentlichte mehrere Romane und Gedichtbände. An ihrem freien, ungebundenen Leben änderte auch die mit Selbstmorddrohungen von Frank Andreas erzwungene Heirat 1887 nichts. Lou Andreas-Salomé lebte ab 1903 immer wieder für kurze Zeit in dem gemeinsamen Haus in Göttingen, Herzberger Landstraße 101, das sie "Loufried" nannte, reiste weiter viel, studierte 1912/1913 in Wien bei Sigmund Freud Psychologie und eröffnete als eine der ersten Frauen 1914 eine psychoanalytische Praxis. In Göttingen war dies die erste psychoanalytische Praxis überhaupt. Die Göttinger Bevölkerung stand Lou Andreas-Salomé skeptisch gegenüber. Sie war aufgrund ihres unkonventionellen Lebensstils, der sich unter anderem in ihrer Kleidung ausdrückte, als "Hexe vom Hainberg" verschrien.

Weitere Straßennamen in Göttingen, die an Frauen erinnern, sind der Nonnenstieg (Weg von Nonnen zum ehemaligen Augustinerkloster), die Geschwister-Scholl-Straße, die auch nach Sophie Scholl benannt ist, und die Annastraße, deren Namensgeberin nicht überliefert ist. Dies zeigt einen weiteren Aspekt von Frauenstraßennamen auf. Wenn wir nicht darauf achten, wird vielleicht auch das Wissen um Emilie von Warnstorff und Karoline Fahlbusch verloren gehen, da ihre Nachnamen auf den Straßenschildern fehlen.

Anhand von Häusern, des Denkmals Charlotte Müllers und des Gänseliesels haben wir Frauen der Göttinger Geschichte sichtbar gemacht. Eine weitere Möglichkeit, Frauengeschichte auch in anderen Städten zu entdecken, sind Straßen, die nach Personen benannt wurden. Wir hoffen, dass Sie ein wenig neu-gierig auf die Göttinger Frauengeschichte geworden sind, von der hier nur ein kleiner Teil dargestellt werden konnte. Vielleicht haben Sie auch Lust bekommen, in einer anderen Stadt nach Frauen in der Stadtgeschichte auf die Suche zu gehen.